

(Nachdruck verboten.)

14)

Kleinbürger.

Roman von Elisabeth Kuylenstierna.

„Ja,“ antwortete Dora pflichtschuldigst und errötete über ihre Unwahrheit, denn im Grunde ihres Herzens sehnte sie sich nach Hause, und weinte sich hier in ihrem feinen Bett mit der seidenen Decke oft ebenso bitter in den Schlaf, wie sie es früher daheim bei dem Gedanken, nie herauszukommen, gethan hatte.

„Ja, das kann ich mir denken,“ sagte die Fremde wohlwollend, und damit hatte sie ihre Schuldigkeit an dem kleinen Gesellschaftsfraulein gethan, das ja nicht eigentlich zu ihnen gehörte, wenn auch ihre Mutter eine Adlige gewesen war; dies war noch das Interessanteste an ihr.

Daß die Zeit auf diese Weise vorwärts schreiten konnte, war Dora unerklärlich; sie meinte, daß sie zur Unbeweglichkeit hätte erstarren müssen in diesen langen, einformigen Stunden.

Wenn die Baronin ihren Mittagschlaf hielt, ging Dora in den Wald; doch nur zu Anfang hatte sie Genuß von diesen einsamen Spaziergängen, ihr Sinn war zu jung und lebenslustig, um die erhabene, stille Schönheit der Natur zu verstehen; erst wenn wir liebe Erinnerungstage haben, in deren Träumen wir leben, hat das Rauschen des Waldes mehr Wert für uns als Menschenstimmen. So lange es den Reiz der Neuheit hatte, auf den verschlungenen, knorrigen Waldwegen umherzustreifen, fand Dora es entzückend schön unter den Nichten und dichtete bald in Versen, bald in Prosa kleine Märchen von Blumen auf grünen Erdschollen, Bögen, Bäumen und Bergen; nach ein paar Wochen jedoch setzte sie sich traurig auf einen Stein, von dem aus sie den Kurgarten überblicken konnte, und mit hungrigen, sehnsüchtigen Blicken folgte sie den Spaziergängern da unten.

Sie beneidete sie alle, alle. Es war bestimmt keiner unter ihnen, der so an Langeweile litt wie sie. Der lockige Kopf sank trostlos in die Hände, und leidenschaftlich bitter schloßzte sie über die Ungerechtigkeit des Schicksals.

So verging der Sommer, und es wurde Herbst. Die Baronin sprach davon, wieder in die Stadt zu ziehen, es wurde des Abends so früh dunkel und auch ein wenig kühl, meinte die alte Dame.

Die Badesaison war in wenigen Tagen zu Ende, und das Gerücht von dem üblichen Fest, das dieselbe abschließen sollte, drang auch in die Villa der Baronin Uffköld.

Eine der Komitèedamen wagte sogar die Liste zur Einzeichnung von Beiträgen für den Bazar hinaufzuschicken; der Ertrag sollte den Badesfrauen zufallen, und die Baronin, welche sehr gutherzig war, wollte sich nicht davon zurückziehen. Ganz unerwartet kam ihr auch eine andre Idee, von der sie sofort Dora Mitteilung machte.

„Hören Sie, Kindchen,“ sagte sie, „es würde Ihnen gewiß Vergnügen machen, an diesem Bazar teilzunehmen, in einem der Stände zu stehen, hm?“

„Ja, sehr großes Vergnügen!“

„Das dachte ich mir, ich will dafür sorgen, daß Sie bei einer der Damen einen Platz bekommen.“

„O, ich danke Ihnen, Frau Baronin.“

„Das Schwierigste wird nun wohl ein passendes Kostüm sein?“

„Ich habe ein rosa Kleid,“ stammelte Dora verlegen.

„Rosa? — Wolle?“

„Ja, Wolle und Seide.“

„Nun gut! Aber war das verständlich, kleines Fräulein, sich etwas so Teures anzuschaffen?“

Dora stand still da und pflichtete vorsichtig die welken Blätter zwischen den Schlingengewächsen um die Veranda ab. Nein, verständlich war es gerade nicht, darin hatte die Baronin recht; aber sie hätte nur wissen sollen, wie viele Ueberlegungen dies Kleid gekostet, und mit welchen frohen Hoffnungen es nachher genäht und anprobiert war. Sie hatten daheim alle um sie herum gestanden, und sie hatte sich nach allen Seiten gedreht und gewendet, vor Freude gelacht, daß sie so fein war, und zu ihnen gesagt, „so wird Fräulein Lejer auf den Soireen im Badeort aussehen“. Mit ärztlicher Sorakalt als ob es

ein lebendes Wesen gewesen wäre, hatte sie es in ihren ziemlich mageren Koffer gepackt, und als sie es bei ihrer Ankunft hier in die enge, schmale Garderobe gehängt, hatte sie es geliebt und den weichen Stoff gestreichelt in dem Gedanken, daß sie nun bald in ihrem schönen Kleide tanzen und sich amüsieren würde, daß jetzt ihre frohen Jugendtage kommen würden.

Später, als Woche auf Woche in ununterbrochener Einformigkeit dahin glitt, konnte es vorkommen, daß sie einen oder den andren Abend ihren Schatz hervorholte, ihn betrachtete und weinend mit der ganzen Bitterkeit einer getäuschten Hoffnung wieder forthängte.

Die Baronin konnte von alledem nichts erraten; sie war so leicht und sanft durch des Lebens Schule gegangen, die alte Dame, niemals vom Schicksal vor eine das Weltall bewegende Frage gestellt, und darum verstand sie auch Dora nicht.

So kam der Tag heran, dem die Jugend des Badeortes schon lange erwartungsvoll entgegengesehen, er sollte natürlich der Schlusseffekt des Sommers werden; außerdem gab es noch so vieles, das abgeschlossen werden sollte, Worte und Händedrucke, die den rosigen Farbenton der Festesstimmung wie einen Schimmer über das traurige „zum letztenmal“ breiten sollten.

Dora hatte keine derartigen Interessen, für sie war dieser Tag der Sommer. Was vorher gewesen war, und was später kommen würde, stieß sie ebenso leichtfertig und unbekümmert von sich wie das tägliche Kleid, das sie eben abgezogen hatte.

„Woher ist diese Rose gekommen?“ fragte ein angehender Staatsrat und klopfte erst ein Stäubchen von seinem Rock, ehe er die Rose, die er soeben von Dora gekauft hatte, dort befestigte.

Dora war im Blumenstand, und die andren jungen Mädchen hielten sich in gehöriger Entfernung von ihr, um so mehr war sie indessen von den Aufmerksamkeiten der Herren umgeben.

„Schöne Rose, wo haben Sie sich verborgen gehalten?“ sagte leise deklamierend der künftige Staatsrat.

„Auf der Veranda der Baronin Uffköld,“ sagte Dora schlagfertig, „da bin ich aber nur das Aschenbrödel gewesen, das ich morgen wieder werde,“ setzte sie mit tiefem Seufzer hinzu.

Es kamen viele Käufer, und die meisten wandten sich „der kleinen dunklen Hexe“, wie sie Dora nannten, zu.

„Wie kommt die in den Blumenstand?“ fragte die Frau eines Kapitäns mit drei heiratsfähigen Töchtern.

„Die kleine Lejer meinen Sie?“ erwiderte Großhändler Levis schöne Gattin, „ja, es wurde ein Platz vakant, als Fräulein Elvira Primo erkrankte, und die Baronin Uffköld hat gute Konnexionen.“

„Wie sie sich brüftet, die kleine Zierpuppe,“ versetzte die Kapitänsfrau.

„Ich weiß nicht, ob das wirklich geschieht. Ich finde, sie sieht nur aus, als möchte sie die ganze Welt um Erlaubnis bitten, sich amüsieren zu dürfen und fröhlich zu sein. Vielleicht ist es ihr erstes größeres Fest.“

„O ja, sie wird nicht oft Gelegenheit haben. Und gerade das ärgert mich, daß sie, deren Eltern es so kümmerlich geht, so gedankenlos sein kann und auf diese Weise ihr Vergnügen suchen will. Das kostet doch auch was.“

„Ja, das thut es freilich,“ stimmte Frau Levy nachdenklich bei, „aber wissen Sie, Frau Kapitän, es kostet doch auch etwas, niemals rechte, echte Jugendfreude kennen gelernt zu haben, es kostet den Glauben an die Lebensfreude und verwandelt unsre Illusionen in Bitterkeit.“

Die Frau Kapitän liebte nicht sehr, was sie „schwere Konversation“ nannte und lenkte darum ihre Aufmerksamkeit auf andre Gegenstände.

Als Kandidat Weder an den Blumenstand trat, war Dora zufällig allein. Er küßte höflich den weichen Filzhut und fragte:

„Verzeihung, verkauft hier nicht Fräulein Uffstrand?“

„Ja, aber sie ist augenblicklich nicht hier.“

„Da erlauben Sie vielleicht, daß ich statt dessen eine Blume von Ihnen kaufe?“

„Ja, wenn Sie meinen, daß das denselben Zweck erfüllt?“
Er lächelte, und Dora bemerkte, daß er schöne, weiße Zähne hatte, die hinter dem schwarzen Schnurrbart hervorblinnten.

„Ja, bei wohlthätigen Zwecken darf man doch keine Rücksicht auf die Verkäuferinnen nehmen,“ sagte er mit jugendlicher, scharf betonender Ironie. „Ich fragte nach Fräulein Alstrand, weil ich sie gern begrüßt hätte.“

„Sie wird wohl bald wiederkommen.“

Dora reichte ihm eine Rose, die er ziemlich gleichgültig im Knopfloch befestigte, worauf er bezahlte.

„Sind gnädiges Fräulein nur vorübergehend hier?“

„Nein. Ich bin den ganzen Sommer hier gewesen, wenn ich auch nie an Vergnügungen teilgenommen habe. Ich gehöre nicht eigentlich zur Badegesellschaft, sondern habe außerhalb des Parkes gestanden und nur zuweilen hineingeblickt.“

„Nun, ist es denn jetzt so besonders amüßant?“ fragte der Kandidat und sah sie mit seinen matten, grauen Augen an, welche nicht leicht in Leidenschaft ausblühen zu können schienen, die aber mit einem jungen, greisenartigen, satirischen Humor ins Leben hinausblühten. Er hatte sich eine Cigarre angezündet und stand jetzt, während er sprach, bequem an den Blumentisch gelehnt.

„Ja, wenn alle Tage des Jahres wären wie dieser! Dann würde ich des Lebens nie überdrüssig werden. O, immer feiern zu können!“

Sie verstummte plötzlich, indem ihr blickschnell zum Bewußtsein kam, daß eine junge Dame nicht derartig ungeniert mit einem Herrn, der sich nicht einmal vorgestellt hatte, sprechen dürfe.

Er sagte jedoch ihre Aeußerung schon auf.

„Des Lebens überdrüssig? Gnädiges Fräulein sind doch wohl noch keine Pessimistin?“

„Doch, zuweilen.“

„O, bilden Sie mir nichts ein,“ sagte er ein wenig überlegen, „da muß man wenigstens erst über zweiundzwanzig Jahre sein. Wenn man mehrere Jahre in Upsala studiert und dort gesehen hat, wieviel Schwindel sich in heiligen Worten findet, dann kriecht der Pessimist hervor, denn dieser Stümper ist gut Freund mit dem Argwohn und Mißtrauen.“

Dora erwiderte nichts, sondern ordnete nur eifrig die Blumen. Daß er sich nicht vorstellte, dachte sie und ließ den Inhalt seiner Worte ungehört an sich vorüberziehen. Wenn er es nur thun wollte, sollten die andren jungen Mädchen es gleich erfahren, und sie glaubte mit sicherem, weiblichem Instinkt, daß es sie in ihren Augen heben würde, wenn es sie auch eiferlütig machte, und das hoffte sie sogar.

„Werden gnädiges Fräulein heute abend zum Tanzen kommen?“

„Ja, ich denke.“

„Darf ich dann um den ersten Walzer bitten? Mein Name ist Becker.“

Er hatte eine kurze, gerade Ausdrucksweise; eine ungeschliffene, lebenskräftige Intelligenz arbeitete sich aus seiner schlichten Redeweise hervor und verließ seiner Persönlichkeit etwas Interessantes. Die stattliche, vollentwidelte Figur gab ihm das Aussehen eines reifen Mannes, obgleich er erst vierundzwanzig Jahre war.

„Ich heiße Lejer — Dora Lejer,“ sagte Dora mit schulmädchenhafter Schüchternheit. „Ja, danke, ich bin noch nicht für den Walzer engagiert.“

Sie verneigte sich zum Abschied.

„Da sehen wir uns also heute abend.“

Er ging. Dora schaute ihm mit ihren großen, dunklen Augen neugierig nach. Sie hatte ihm wirklich gefallen, das hatte sie gesehen. Wenn sie sich nun beim Walzer in ihn verliebte!

Am Nachmittag erschien die Baronin Ufföld in dem bunten Bazarstreifen, wo der Verkauf jetzt in lebhaftem Zuge war, wenn auch nicht in gleichem Maße wie die stinken Zungen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Gelegenheitskauf.

Der sehnsüchtigste, seit Jahren gehegte Wunsch meines alten Freundes Gottfr. Stolz war, eine Schreibmaschine zu besitzen. Wenn er morgens die eingelaufenen Briefe öffnete und, was in letzter Zeit immer häufiger vorkam, einer davon mit der Maschine geschrieben

war, so ließ er seine Blicke wie losend darüber schweifen, prüfte mit Sachkenntnis die Zeilengeradheit der Typen und fuhr schmeichelnd mit der Hand über die Rückseite, um mit Befriedigung festzustellen, daß Punkte und Striche nicht zu sehr durchschlugen. Dann setzte er sich nachdenklich auf den hohen Drehschemel vor seinem Schreibpulte, strühte beide Ellbogen auf dessen Kante und überlegte:

Eigentlich könntest du dir auch so einen nützlichen Gegenstand zulegen. Praktisch, so ein Ding — kolossale Zeitersparnis — macht sich bald bezahlt.

Im Geiste sah er schon „so ein blühsauberes Ding“ neben seinem Pulte stehen und hörte das emsige Knattern der aufschlagenden Typen. Ueberblickte er aber dann die für seinen bescheidenen Betrieb — er war Honighändler — immerhin hohen Posten auf der Debetseite des Handlungskosten-Kontos, so rief er sich resigniert zu: „Der Mensch muß seine Leidenschaften bezähmen können.“

Aber der Gedanke verließ ihn nimmer, und als er jüngst einen außerordentlich günstigen Einkauf in Holsteiner Honig gemacht hatte, der, an Güte fast dem römischen gleich, einen hübschen Ertrag abwarf, beschloß er endlich, seinen Leidenschaften die Zügel schießen zu lassen und sich eine Schreibmaschine anzuschaffen.

So einfach war nun die Sache nicht; es hieß vorsichtig sein.

Schon allein die Frage: welches System? bereitete unserm Gottfr. manche schlaflose Nacht. Es giebt kaum einen Artikel, wo die Herren Fabrikanten mit so vielen „allseitig anerkannten“ Gründen alles Gute für ihr Produkt in Anspruch nehmen und just das alles als besonderen Vorzug preisen, was die verehrliche Konkurrenz gerade als Nachteil hinstellt.

Gottfr. war ein methodisch veranlagter Mensch, und um sich in dem Wirrwarr der auf dem Markt erscheinenden Systeme zurechtzufinden, beschloß er, sich zunächst schlüssig zu werden über die Frage: Volltastatur- oder Umschaltesystem? Zu diesem Zwecke beschaffte er sich die ausführlichen Prospekte sämtlicher „erstklassiger“ Fabrikate und unterzog sie einem eingehenden Studium. Resultat: Alle verfügten über alle nur denkbaren Vorzüge; alle wurden mit Vorliebe von Behörden benutzt; alle bedeuteten einen ungeahnten Fortschritt auf dem Gebiete der Technik; alle waren Wunder der Feinmechanik.

Während es in den Anpreisungen der Volltastatur-Maschinen unter den 18 „unerreichten Vorzügen“ an erster Stelle hieß: Unübertroffene Schnelligkeit und Leichtigkeit des Erlernens insolge des Behlens jeder Umschaltung, hieß es bei den Umschaltemaschinen regelmäßig: „Infolge der bewährten Umschaltung ist die Klaviatur leicht überichtlich und schnell erlernbar; die Verringerung der Lasten um die Hälfte ermöglicht unerreichte Schnelligkeit.“ Die Lösung des Problems wurde noch schwieriger durch die unwillkommene Entdeckung, daß nicht nur Maschinen ohne Umschalter und solche mit einem, sondern auch solche mit zwei Umschaltern auf dem Markt erschienen.

Gottfr. Stolz war ein Bewunderer Bülow's und schwor auf die mittlere Linie. Er schied also die Systeme „mit ohne“ und die mit zwei Umschaltern aus und beschränkte den Kreis seiner Untersuchungen auf die Maschinen mit einem Umschalter.

Die Frage, ob ein Fabrikat mit oder ohne sichtbarer Schrift vorzuziehen sei, war schnell zu Gunsten der letzteren entschieden; aber auch hier hieß es wieder wählen zwischen: „sichtbarer“, „sofort sichtbarer“, „dauernd sichtbarer“ und „sofort und dauernd sichtbarer“ Schrift.

Schließlich entschied man sich endgültig für das System „Allright, Modell 37“, denn hier schien alles vereint zu sein, was man irgendwie von einem Erzeugnis menschlicher Hände verlangen konnte: Umschalter, absolut, sofort und dauernd sichtbare Schrift, ewige Zeilengeradheit, leichter Tastenanschlag, Dauerhaftigkeit, bequeme Reinigung, geräuschloses Arbeiten und noch zwei Duzend anderer unschätzbare Vorzüge. Dazu kam, daß der Dichterstift Nikita, der Beherrscher der schwarzen Berge, sich ebenfalls der „Allright, Modell 37“, bediente. Auch hatte die Maschine sich im letzten süd-afrikanischen Kriege aufs Beste bewährt; denn „trotz einer fürchterlichen, mehrere Wochen dauernden Hungernot, und zweitägigen Logerns auf dem Grunde des Vaalflusses, wohin sie in einem von feindlichen Kugeln durchbohrten Boote gesunken war, ließ sie nicht einen einzigen ihrer vielen Vorzüge vermissen, nachdem sie mehrere Stunden den Strahlen der afrikanischen Sonne ausgesetzt worden war“.

Wäre Gottfr. Stolz irgend ein harmloser Mensch gewesen, unkundig in Handel und Wandel, so hätte er sich jetzt schnurstracks in die Verkaufsräume des Generalvertreters der „Allright, der besten Maschine der Welt“, begeben und dort für unmensliches Geld eine neue Maschine erstanden. Aber Gottfr. Stolz war kein harmloser Mensch; er war ein gewiegter Kaufmann, „in allem durch“, mit allen Sinnen gehetzt. Wohl begab er sich in die Geschäftsstelle der „Allright“ mit der Miene eines Mannes, der ungeschlüssig ist, welches System er in seinen ausgedehnten Betrieben einführen soll. Grooms in goldblühenden Uniformen öffneten Thüre, Angestellte mit reichverzierten Röcken führten die Stunden umher. Der Herr Generalvertreter in höchst eigner Person bemühte sich, dem Fremden alle Handgriffe ad oculos zu demonstrieren, alle Vorteile ins rechte Licht zu setzen, allen übrigen Systemen eins auszuwischen und auf die unerhörten Lorbeeren hinzuweisen, die dies „Wunder der Feinmechanik“ im südafrikanischen Kriege errungen hatte.

Gottfr. Stolz dachte nicht daran, sich eine neue Maschine anzuschaffen, und empfahl sich mit dem Bemerken, er wolle sich's überlegen — er könne sich nicht so entschließen — er wolle wieder „mit

ranlommer". Das Anerbieten, sich die Maschine im eignen Hause vorführen und für einige Tage zur Probe anvertrauen zu lassen, lehnte er höflich, aber bestimmt ab.

Er war doch nicht auf'n Kopp gefallen! Gewiß liehe er sich so ein lustspieliges Ding anhängen! Was er brauchte, das war eine „wenig gebrauchte, noch gut erhaltene Maschine zu enorm billigem Preise", wie sie tagtäglich im Annoncentheile der Zeitungen angeboten werden. Namentlich auf den „enorm billigen Preis" legte er besonderen Wert.

Allerdings auch bei solchen Offerten war Vorsicht am Plage; hinter so manchem Gelegenheitskauf steckte ein verlappter Händler und die schenkte nichts her. Aber irgend ein armer Teufel, der sich, weniger vorsichtig wie Gottfils Stolz, im Tummel der Begeisterung von einem gewiegten Agenten zum Ankauf einer neuen Maschine hatte verleiten lassen und nach einem halben Jahr böser Erfahrungen gestungen ist, das Ding um jeden Preis loszuschnellen, das war ein Fall für meinen Freund. Natürlich mußte man etwas von der Sache verstehen und sich nicht mit einem alten, ruppeligen Basten einseifen lassen. Und er verstand ja etwas davon, man hatte ihm ja alles haarklein erklärt.

Stolz begab sich nun Tag für Tag in eine Leihhalle, wo man in feuchten, trostlos düsternen Kellerräumen gegen Entrichtung von 5 Reichspfennigen alle Berliner Zeitungen studieren konnte. Schon waren 35 Pfennige auf diese Weise zum Teufel gegangen, ohne daß er etwas Rechtes gefunden hätte.

Bereits mehrmals hatte er sich durch die geschickt-unbeholfene Abfassung einiger Anzeigen verleiten lassen, der Sache näher zu treten, aber stets stellte es sich heraus, daß Händler dahinter steckten.

Endlich, nach acht Tagen heißen Bemühens, stieß er auf folgende Annonce: „Schreibmaschine Allright, Modell 35, tadellos funktionierend, wenig gebraucht, Umstände halber billigt Neu-Weihensee, Reitmanstr. 37, III." Das sah sehr vertrauensverweckend aus. Damit niemand ihm zuvorkomme, nahm Stolz sofort die Elektrische und gondelte nach Neu-Weihensee. Nach vielen Hin- und Herfragen zwischen den weiten, nur halb bebauten Geländen fand er schließlich das Haus, ganz an der Peripherie des Ortes. Hier war er sicher, keinem Händler ins Netz zu gehen. „Das wäre ein netter Händler," dachte er, „der sich hierher verlore, wohin kein Mensch ihm nachläse."

Die Maschine war nicht übel, obgleich es Modell 35 und nicht Modell 37 war. Der Preis allerdings schien meinem Freunde etwas hoch, und er versuchte, einen Nachlaß von 20 M. zu erreichen.

Das liehe sich nun gar nicht machen, meinte der Verkäufer, der in ansgetretenen Pantoffeln einerschürzte; ein „guter Bekannter" habe ihn mit dem Verkauf der Maschine betraut und eigenmächtig könne er nicht verfügen.

Schließlich einigte man sich dahin, daß der „gute Bekannte" von dem Angebot in Kenntnis zu setzen sei, und, falls er darauf eingehe, die Maschine am andren Tage nach Stolzens Wohnung gebracht werden sollte. Allerdings müsse Stolz eine kleine Anzahlung von 20 M. — gegen Quittung — leisten.

Mein Freund war damit zufrieden und lächelte sich heimlich ins Häutchen, denn auf diese Weise wurde ihm die schwere Maschine spesenfrei ins Haus geschickt. Wieder eine Ersparnis!

Am andren Tage, in aller Frühe, wurde ihm die Maschine gebracht, und zwar durch einen uniformierten Diener des Generalvertreeters der „Allright, der besten Maschine der Welt". — S. S.

Kleines feuilleton.

— Zugluft und Zimmertemperatur. Unser Behagen in der Ruhe, ganz besonders in den Wohnräumen, knüpft sich an eine bestimmte Temperatur, die etwa zwischen 18 und 17 Grad Reaumur (16 und 21 Grad Celsius) schwankt. Die Jugend und durch vielen Aufenthalt im Freien abgehärtete Erwachsene fühlen sich wohl bei der niederen Temperatur; ältere Leute oder die, die durch den Verusch mehr ans Zimmer gebannt sind, namentlich auch wenn sie mageren Körperbau haben, bedürfen der höheren Temperatur. Zu diesen zählt sich Professor Meidinger in Karlsruhe, der in den Blättern für Volksgesundheitspflege eine entsprechende Darstellung über Zugluft giebt; ihm ist nur recht behaglich bei 17 Grad Reaumur, er kann sich aber noch recht wohl der Zeit erinnern, wo ihm die niedere Temperatur mehr zusagte.

Durch Luftbewegung, also durch Wind draußen, durch Zug in den inneren Räumen, wird die Wirkung einer bestimmten Temperatur auf den Körper sehr verändert; es entsteht eine raschere Abkühlung des Körpers, nicht bloß an den unbedeckten Körperteilen, wie namentlich an Gesicht, Hals, Händen, sondern auch an den bedeckten, soweit sie der Strömung entgegenstehen; die Luft erscheint dadurch kälter, das Thermometer zeigt jedoch keinen Unterschied, in ruhender wie in bewegter Luft hat es denselben Stand. Die größere Abkühlung der Haut durch bewegte Luft kann wohlthuend empfunden werden, wenn die Temperatur der Luft die uns im ruhenden Zustand behagliche weit übersteigt, wie bei der Wirkung der Fächer; befinden wir uns im Freien in Bewegung, so kann Wind den Körper einseitig erheblich kühlen; infolge der stärkeren Blutzirkulation jedoch ohne gesundheitliche Störung, wenn man auch die Empfindung unangenehmer Kälte,

des Frierens, hat. Anders der Zug in den Wohnungen, wenn der Körper in Ruhe ist. Ist die Temperatur die für das betreffende Individuum normale, so kann die sich einseitig fortsetzende Abkühlung den Körper zur Erhaltung disponieren; es kann ein Schnupfen, ein Husten entstehen, rheumatische Beschwerden, sogar Gelenkrheumatismus. Viele Menschen haben hierauf nicht acht, sie können sich nicht beobachten, sie erkranken, ohne sich später der vorangegangenen einseitigen Abkühlung infolge von Zug bei eigener Körperruhe zu erinnern; Meidinger selbst hat im Leben im ganzen wenig an Erhaltungskrankheiten gelitten, Zug war ihm in jüngeren Jahren wohlthuend, in höherem Alter wurde er ihm unangenehm, so daß er im Winter am Fenster nicht mehr arbeiten mochte; ja einmalige trug er bei der Eisenbahnsahrt in der Nacht einen Schnupfen davon, wo Mitreisende es ohne ein offenes Fenster nicht aushalten konnten.

Das offene Fenster spielt auch in der Wohnung eine große Rolle. Für viele müssen die Fenster des Schlafzimmers dauernd, Sommer und Winter, geöffnet sein, wodurch im Winter nur unbehaglich kalte, an heißen Sommertagen ebenso unangenehm warme Schlafräume entstehen. Auch für die Nacht werden offene Fenster bei Schlafstörungen oft empfohlen; manche, die von Jugend an daran gewöhnt sind, fühlen sich auch im höheren Alter dabei wohl; andre aber, die erst in mittleren Jahren damit beginnen, holen sich eine Erhaltung. So konnte ein älterer Militär ein offenes Fenster nicht vertragen, während das Schlafen im Freien, bei Manöver, ihn nicht empfindlich berührt hatte; in all diesen Fällen spielt eben die körperliche Konstitution, das Alter, die Gewohnheit eine große Rolle. Man kann nicht generalisieren und von dem eignen Empfinden und Bekommen auf andre schließen und diesen empfehlen, eine Sache zu thun oder zu lassen.

Die offenen Fenster überhaupt spielen namentlich bei den Engländern eine große Rolle. Auch unter uns Deutschen giebt es Fanatiker der offenen Fenster. Sie glauben auch bei höchster Sommertemperatur frische Luft durch das Fenster nötig zu haben und bringen dadurch die Stubentemperatur, mitunter ein ganzes Haus, wenn sich das offene Fenster auch auf die Gänge erstreckt, in unbehaglich hohe Temperatur, die um 8 bis 5 Grad diejenige übersteigen kann, welche sich bei geschlossenen Fenstern bilden würde. Die Fenster sollten im heißen Sommer nur nachts geöffnet werden, wo die Temperatur der äußeren Luft um 8 bis 10 Grad unter die höchste des Tages sinkt; sobald am Tage das Thermometer über die Zimmertemperatur steigt, sollten sie geschlossen werden und bis spät abends bleiben. Die Wirkung der Sonnenstrahlen läßt sich nur durch äußere Vorhänge oder Jalousien unterdrücken, innere Vorhänge nehmen die Sonnenwärme auf und geben sie an die Luft, welche dadurch gerade so erwärmt wird, wie von den durch die Strahlen getroffenen Wänden und Böden. —

(„Die Krankenpflege". Berlin. Georg Reimer.)

Theater.

Residenz-Theater. „Das große Geheimnis", Lustspiel in drei Akten von Pierre Wolff. — Pierre Wolff hatte mit dem ein wenig rührsam angefärbten neuen Stück im Residenz-Theater keinen geringeren Erfolg beim Publikum als vor ein paar Tagen bei der Premiere seiner frivol-satirischen „Viscotte" im Trianon-Theater, trotzdem wird im „Großen Geheimnis" allen Traditionen des Residenz-Theaters zuwider die Ehe nicht ein einziges Mal gebrochen. Der Liebhaber ist treu, sein Mädchen ist treu, sie heiraten sich und ihr illegitimer blonder Junge erobert sich im Sturm das Herz der Großeltern. Die Wahrheit, freilich etwas abgemildert durch die in die Konversation da und dort eingestreuten Frivolitäten, wirkte auf dieser Bühne selbst wie eine pilante Ueberraschung. Weitans das Beste waren die lebenswürdigen Szenen in der Kinderstube des jungen Paares. Der über die Weigerung seines Sohnes, das Mädchen zu verlassen und eine standesgemäße Heirat einzugehen, zuerst empörte Papa Joubert hat sich als ständiger Gast dort eingefunden. Der kleine Robert ist sein ganzer Stolz, und mit dem Kinde hat er auch die hübsche Mutter, die fleißige Blumenarbeiterin, ins Herz geschlossen. Voll drolliger Eifersucht ist er nun den Kleinen geschäftig, er herzt ihn, tollt mit ihm, läßt ihn auf seinen Knien reiten und jungt begeistert die einsältigsten Kinderlieder dazu. Ein Hausfreund, den der Junge Dinkel nennt, stachelt seinen Konkurrenzneid an. Aber diese großväterliche Idylle spielt sich hinter dem Rücken von Frau Joubert ab, die ihr Gatte für völlig unersöhnlich hält. Er zittert, daß sie seine Besuche entdeckt. Indes Madame, die ganz dieselbe Meinung von ihrem Manne hat, kann ebensovienig wie dieser widerstehen. Auch sie klopft heimlich eines Tages an die Thür der Liebesleute, um das Wunderkind, dessen Photographie sie zu Hause gelehrt, sich zeigen zu lassen, nimmt es auf den Schoß, schläft Freundschaft mit der Geliebten ihres Sohnes und plaudert, kaum daß sie warm geworden, für kalte Waschungen des Jungen. Die Liebe zu dem kleinen Robert, dessen Existenz sich doch im Grunde gar nicht rechtfertigen läßt, ist das — große Geheimnis, das beide Großeltern vor einander verbergen. Eine anmutig-fröhliche Lustspiel-Idee, die eine bessere Behandlung, als ihr die Flüchtigkeit des Autors angebeißten läßt, verdient hätte. Die Drolerie und leise Sentimentalität des zweiten Aktes, der den Erfolg der Komödie entschied, haben in den beiden andren Aufzügen eine leider ziemlich dürstige Verlegenheitsumrahmung erhalten. Das Verhältnis der alten Jouberts zueinander, in der Idee so humoristisch, fällt durch die Art der Ausführung in das flach Possenhafte zurück, ohne daß es darum doch zu rechter Possenkomik läme, die Lösung überrascht

nicht und die Charakteristik der Figuren — immer jene Szenen des zweiten Aktes ausgenommen — verläuft sich in ein Bündel loser Einfälle. Die Kosten der Unterhaltung werden da hauptsächlich durch das Wortgeplänkel eines mondainen Liebespaares, das ohne innere Beziehung zu der Handlung, nur um die Läden auszufüllen, in das Stück hineingeföhrt ist, aufgebracht. Pierre Wolff versteht sich ausgezeichnet auf die Künste amüsant pointierender Konversation, aber aller Witz verweist doch nicht den Eindruck eines Notbehelfs hier, wo man mehr erwarten sollte.

Immerhin, das Stück steht hoch über dem gewohnten Residenz-Theater-Genre; flott und munter wurde es gespielt. Herr Seldeneck und Frau Reichenhofer führten ihr Wortschwarm mit feiner Laune durch. Frau Margarete Otto-Körner, als Madame Jouvenel im ersten Akte etwas farblos, traf bei der Begegnung mit Marie (Fräulein Josefine Sorger) und Robert (die kleine Elly Kothke war ein reizend unbefangener Junge) vorzüglich den Ton durchbrechender großmütterlicher Herzlichkeit. In der Rolle des Alten brillierte Alexanders trodenex Humor. — dt.

Musik.

Lurus und Not: wie sie in der sozialen Welt noch nebeneinander stehen, so stehen sie auch in der ästhetischen nebeneinander. Da hören wir, daß eine bedeutende dramatische Künstlerin sich den Opernbühnen anbot. Von unserm lieben Haus Unter den Linden erfolgt keine Antwort. Gut; es mag das seine Berechtigung gehabt haben. Die Künstlerin findet das Glück eines aufsehenerregenden amerikanischen Gastspielvertrages. Rasch ist das bisher schweigende Lindenhauß hinter ihr her und bietet ihr glänzende Bedingungen — als ob sich jetzt in dem Können jener Persönlichkeit etwas geändert hätte. Die Zahlungen werden geleistet, zu den Gegenleistungen ist wenig Gelegenheit. Wenn da die Nationalökonomien nicht wissen, was Lurus ist, so lernen sie's wohl nie. Eine andre Künstlerin derselben Bühne entfällt anderwärts — wenn auch vielleicht in Form und Inhalt zu weit gehend — die Veräumnisse dieses Instituts schärfer, als unseiner es jemals gethan hat. Wenn da die öffentliche Meinung nicht den Blick aufthut, so ist ihr und den Käufern der dortigen Sperrfisse allerdings nicht zu helfen.

Und im Gegenseite dazu das Streben weiter Volkskreise nach Teilnahme an den bisher verschlossenen Gütern. Die „Freie Volkshöhne“ geht energisch voran. Sie fühlt oder weiß, daß die Räumlichkeiten, die sie bisher zu ihren künstlerischen Darbietungen benützt hat, für das Publikum und für die Kunst Schwierigkeiten in sich tragen; denn Vereinsfälle geben doch immer eher das Gepräge einer gesellschaftlichen Unterhaltung als einer rein artistischen Hingabe an die Kunst. Sie ersucht um passende Lokale; die Behörden und Privatinstanzen sagen nein, sagen ja, sagen gleich wieder nein. Von der Singakademie aus heißt es: zurück ins Gewerkschaftshaus. Da sind wir am Sonntagmittag beim „Ersten intimen Kunstabend“ gelandet. Ob das gesamte Vorgehen zweckmäßig war; ob das Programm und seine Darbietungsweise gut gewählt war, und ob ein andres Programm dieser Art dem Publikum einen andren Eindruck gemacht hätte; ob überhaupt künstlerische Erziehung und Bildung und Erhebung nicht anderswo anzufangen hätten: diese mehrmals angedeuteten Zweifel beschwichtigt auch Beethovens „Kreutzer-Sonate“ nicht. Nun auch noch Pech in den Nebenpunkten: eine Sängerin sagt ab und dergleichen. Um so mehr genießen wir, was zu genießen ist. Herr Hermann Gerlach (falls wir diesen Namen bei den Programmstörungen nicht falsch nennen) spielt jene Geigen-Sonate im ganzen überraschend gut; der Klavierspieler thut, was er kann, der Verlauf des langsamen Satzes wird matt, und der Violinist vergißt hoffentlich nicht, daß jenseits seines Könnens doch noch weitere künstlerische Welten liegen.

Den Erfolg der Sängerin gab (wenn wir recht hörten) Herr Richter. Sein reiches Stimmmaterial kommt beim Loslegen gut heraus; im übrigen muß der Sänger dringend gewarnt werden, seinen Reichtum durch unzureichende Stimmbildung zu versperren: die Töne sitzen zu weit rückwärts; und etwas mehr Ehrgeiz, den Vortrag interessant zu machen, läßt sich doch auch bei einer raschen Ueberrahme eines „Einspringens“ erwarten, so sehr das Ehrenverste einer derartigen Hilfe höher steht als die technische Frage nach dem Gelingen einer Augenblicksleistung. Die übrigen Mitwirkenden: die Herren Armin Uymann und Richard Kurtsch (Klavier) und Dr. Max Alberty (Recitation) seien mit der ihrem Eifer gebührenden Achtung als Verbollständiger eines Beethoven-Festes genannt.

Und der „Freien“ nochmal unsern Rat: nicht abzugehen von der Bahn des spezifisch künstlerischen Strebens! Langwierig wird's ja sein; aber der schließliche Gewinn ist dann um so sicherer. — sz.

Aus dem Pflanzenleben.

ie. Merkwürdige Kastanienblätter. An manchen Exemplaren der Kofkastanie finden sich viele Blätter, die nicht die gewöhnliche Form haben, sondern sich in den einzelnen Blättern durch eine auffallend regelmäßige Zerfälligkeit auszeichnen. Auf den ersten Blick könnte man meinen, daß die betreffenden Blätter von Ungeziefen angegriffen wären. Dr. Laubert, der in der „Gartenflora“ auf diese Erscheinung hinweist, macht auf ähnliche Vorformnisse an andren Bäumen aufmerksam, die gewisse Abarten mit

außerordentlich zierlichem Laub haben. Die Entstehung gefällter Blätter ist also nicht als eine Mißbildung oder als etwas Stankhaftes aufzufassen, sondern als ein Zeichen einer neugebildeten Abart. Bei der Kofkastanie liegt die Sache aber nicht so wie bei der Eiche, der Linde, der Buche und andren. Auch Insekten oder andres Getier sind nicht die Ursache der abweichenden Blattgestaltung. Man könnte ferner noch daran denken, daß vielleicht der Wind die Blätter, als sie noch jung und weich waren, derart zerfällt hätte, aber auch das trifft nicht zu. Der einzig annehmbare Grund ist eine Wirkung des Frostes. Die jungen Blättchen der Kastanie sind in eigentümlicher Weise zusammengefalset, und die Stellen, die von der Faltung betroffen werden, bleiben besonders empfindlich. Dr. Laubert vergleicht diesen Umstand mit der bekannten Thatsache, daß das Zeug eines Schirmes an den Stellen am leichtesten zerreißt, wo sich beim Zusammenklappen die Falten bilden. Wird nun das Kastanienblatt durch Frost angegriffen, so frieren meist gerade diese Blattteile aus, und wenn das Blatt weiterwächst, entsteht längs dieser Linien ein Einschnitt. Zunächst ist die Folge des Frostes vielleicht nur ein kürzerer oder längerer Riß längs jener Falten, aber mit dem Wachsen des Blattes und der Ausdehnung seiner Fläche erweitern sich die Riße zu kleineren oder größeren Löchern. Daß der Vorgang in der That so stattfindet, kann man durch ein einfaches Experiment nachweisen, indem man ein junges Blatt künstlich auf die entsprechende Art beschädigt. Uebrigens giebt es derartig gefällte Blätter infolge Frostschadens nicht nur bei der Kofkastanie, sondern auch bei Birken und Weißbuchen. Beim Flieder ruft der Frost nach den Beobachtungen Dr. Lauberts nur löffelartige Krümmungen und unregelmäßige Kräuselungen der Blattfläche hervor.

Technisches.

— Dynamitersatz. Wie „Die Welt der Technik“ berichtet, ist es den Bemühungen der Sprengtechnik jetzt gelungen, durch rationelle Benützung der thermischen Eigenschaften des Aluminiums in Verbindung mit andren an sich nicht explosiven Stoffen einen vollwertigen und dabei gänzlich ungefährlichen Ersatz des Gelatinedynamits zu schaffen. Zwei Eigenschaften des Gelatinedynamits waren es besonders, welche diese Aufgabe sehr erschwerten: einmal die Wertverbarmbarkeit des Gelatinedynamits schon in Patronendurchmessern von nur 18—23 Millimetern und ferner das hohe kubische Gewicht desselben. Es besteht seit vielen Jahren eine große Anzahl von sogenannten Dynamit-Ersatzsprengstoffen, aber keiner ist so sprengkräftig resp. brisant, daß er erfolgreich in seinen jetzigen Patronendurchmessern verwendbar wäre. Ein nur geringer Zusatz einer ganz bestimmten Qualität metallischen Aluminiums ergibt aber diese Brisanz in überraschendem Maße. Leider zeigte sich nur hierbei ein erheblicher Nachteil insofern, als das kubische Gewicht einer solchen Patrone gegenüber dem Dynamit viel zu gering ausfiel oder mit andren Worten: Bohrlöcher von gleicher Länge und gleichem Querschnitt nahmen weit mehr Gewicht an Dynamit wie Aluminiumpatronen auf, so daß auch die Wirkung zum Nachteil des neuen Stoffes ausfiel. Jedoch auch dieser Uebelstand ist überwunden worden durch Mitverwendung entsprechend schwerer und elastischer Komponenten. Es wurde auf diese Weise möglich, schon bei 18—22 Millimeter-Patronen die höchst erreichte Sprengkraft zu erzielen, wie sie bisher unter allen Nitroglycerindynamiten nur die sogenannte Sprenggelatine ergab.

Sehr vorteilhaft unterscheiden sich auch die Aluminium-Sprengstoffe dadurch von dem Dynamit, daß sie wegen ihrer völligen Gefahrllosigkeit bei Herstellung und Transport und Unempfindlichkeit gegen Frost und Sommertemperatur als Stückgut zum Versand auf den deutschen Eisenbahnen zugelassen werden, was sie selbst bei weitesten Entfernungen auch bezüglich des Preises dem Dynamit als gefährlichster Konkurrent erscheinen läßt. Da schon seit Monaten der so vervollkommnete Aluminiumsprengstoff auf westfälischen Bergwerken im großen geprüft wurde und sich gut bewährt, dürfte auch die Zeit nicht mehr fern sein, wo das trotz aller Vorsicht und Verbesserungen immer sehr gefährlich bleibende Dynamit ganz vom Markt verschwinden wird, was im Interesse der damit hantierenden Menschheit gewiß nur mit Freuden zu begrüßen wäre. —

Notizen.

— Ernst v. Wildenbruchs neues Bühnenwerk „Der unsterbliche Felix“ wird im Lessing-Theater die Premiere erleben. —

— Im Schauspielhause geht am 28. d. Mts. Berth's Lustspiel „Quality Street“ erstmalig in Scene. —

— „Der Kaiserjäger“, ein dreiaktiges Volksstück von Hans Brennert und Hans Ostwald, ist vom Berliner Theater zur Aufführung angenommen worden. —

— Franz v. Dons Operette „Die Amazone“ fand bei der Erstaufführung im Magdeburger Wilhelm-Theater vielen Beifall. —

— Der dänische Maler Peter Kroher ist in einer Fren'anstalt zu Middelfort untergebracht worden. —